

Lentz, Thierry:
**1815 – Der Wiener Kongress
und die Neugründung Europas.**
München: Siedler 2014,
432 Seiten, € 24,99.



Von den mancherlei Publikationen, die zum 200. Jahrestag des Abschlusses des Wiener Kongresses zu erwarten sind, dürfte diese eine der solidesten sein. Der Autor ist Direktor der „Fondation Napoleon“ in Paris und hat sich dementsprechend bereits mit einer Reihe von Titeln zu dieser Epoche hervorgetan. Das Thema des Wiener Kongresses ist auch für die französische Geschichtsschreibung hervorragend wichtig. Denn damals wurde nach dem blutigen Zusammenbruch der napoleonischen Hegemonie Europa von den Siegern (hauptsächlich Großbritannien, Preußen, Österreich und Russland) gründlich neu geordnet. Die Großmächte waren sich in vielen Punkten uneinig, in einem aber stimmten sie überein: Frankreich musste als notorischer Störer des „europäischen Gleichgewichts“, aber auch als Ursprungsland der Revolution und des allgemeinen gesellschaftlichen Umsturzes in Quarantäne gesetzt werden. Deshalb wurde es vorab im ersten Frieden von Paris (30. Mai 1814) auf seine Grenzen vom 1. Januar 1792, also auf den Stand von vor den Eroberungen der Revolutionsheere und Napoleons, zurechtgestutzt.

Sein Emissär, der legendäre Lebemann und Diplomat Talleyrand, durfte

zwar am Kongress teilnehmen, aber die Sieger trugen Sorge, ihm dafür sehr einschränkende Bedingungen aufzuerlegen. Doch Talleyrand schaffte es, sich Gleichberechtigung zu ertröten. Einmal, weil er nachdrücklich als Sachwalter der „Legitimität“ auftrat, des vorrevolutionären Gottesgnadentums der Fürsten, denn der 1814 wieder eingesetzte Exponent der Bourbonen, König Ludwig XVIII., hatte ihn nach Wien geschickt. Zum anderen verstand es Talleyrand, die scharfen Interessensgegensätze zwischen Preußen-Russland auf der einen und Großbritannien-Österreich auf der anderen Seite auszunützen, so dass er auf gleicher Augenhöhe mit den Siegern verhandeln konnte. Dessen hat er sich in seinen Memoiren wohl etwas mehr gerühmt als es den tatsächlichen Abläufen in Wien entsprach. Das ergibt sich schon daraus, dass er die Bedingungen des Friedens von Paris nicht modifizieren konnte. Hier bietet der Autor eine eingehende, sich an den Quellen orientierende Zurechtrückung. Zu Talleyrands Fähigkeiten gehörte eben auch die zur vorteilhaften Selbstinszenierung, auch zum verwirrend-geistreichen Bonmot, darin ein Vorläufer von Giulio Andreotti.

Interessant ist auch des Autors Auseinandersetzung mit den Argumenten, die von der französischen Historiographie gegen die Verleihung umfangreicher rheinischer Territorien an Preußen vorgebracht worden sind. Da hieß es, auf diese Weise sei die Macht, die nach ihrer verheerenden Niederlage gegen Napoleon (1806/1807) einen besonderen Hass auf alles Französische entwickelt habe, mit dem „Erbfeind“ auf Dauer konfrontiert worden. Und daraus wird nichts Geringeres abgeleitet als der Krieg von 1870/71, der nicht nur

wegen der erneuten Demütigung Frankreichs verurteilt wird, sondern auch, weil er wesentlich zur Bildung des deutschen Kaiserreichs unter Preußens Vormacht darin beigetragen hat, und dieses Reich führte zum Ersten Weltkrieg und zu dessen Revancheversuch im Zweiten Weltkrieg und also zum Ruin Europas. Solche sehr weitgespannte, ja überspannte Kausalitäten werden vom Autor auf das Maß des historisch vernünftigen Urteils zurechtgerückt. Die Staatsmänner in Wien 1814/15 hätten das getan, was der Augenblick erforderte und hätten in die Zukunft geschaut, soweit das menschenmöglich war.

Diskussionsbedürftig ist des Autors Ansicht, dass Preußen mit den rheinischen Provinzen Gebiete zuerkannt bekommen habe, „die es kaum würde beherrschen können“. Wieso denn? Weil der rheinische Karneval preußisch-friderizianischer Nüchternheit diametral entgegensteht? Da wird die staatsbildende Kraft dieses administrativ ungemein tüchtigen Königreichs doch wohl unterschätzt. Vielmehr war das Problem, dass die neu erworbenen rheinischen Provinzen mit den Stammländern an Elbe, Oder und Weichsel keinen territorialen Zusammenhang hatten. Dass dieses Problem im deutsch-deutschen Krieg von 1866 aggressiv gelöst wurde, mit der Folge eines großen Schubes in Richtung auf die deutsche Einheit, hat man 1814/15 in Wien unmöglich vorhersehen können.

Auch wird dem deutschen Leser auffallen, dass der österreichische Staatskanzler Metternich in des Autors Darstellung nicht die zentrale Rolle spielt, die er in der deutschen Geschichtsschreibung häufig einnimmt – ein „Dekonstruktivismus“ der schät-

zenswerten Art, der aber Metternich nichts von seiner tatsächlichen Bedeutung nimmt.

Als kurzer Hinweis auf den umfassenden Horizont der Darstellung genüge nur noch die Einbeziehung des Osmanischen Reiches, das der britische Außenminister Castlereagh, der in grundsätzlicher Abstimmung mit Metternich handelte, als für das „europäische Gleichgewicht“ unverzichtbar erklärte. Die „Türken“ (unpräziser, aber häufig verwendeter Ausdruck für die damaligen Osmanen) gehörten zu Europa, auch wenn sie in Wien nicht vertreten waren. Damals argwöhnte Castlereagh, dass Russland nach der Niederwerfung Frankreichs erneut seinen traditionellen Eroberungsgelüsten auf dem osmanisch beherrschten Balkan folgen würde – wie es dann ja auch kam, bis hin zum Ersten und Zweiten Weltkrieg und zum „Kalten Krieg“.

Die Darstellung ist stets flüssig, ohne geisteswissenschaftliche Kapriolen, und ordnet das Geschehen souverän. Der Autor verfällt niemals in vertrackte Grübeleien, wie sie das epochale Sujet nahelegen könnte. Die Übersetzung aus dem Französischen ist ebenfalls flüssig, nur selten stutzt man, etwa wenn Kaiser Franz einen „strahlenden“ Wiener Dialekt spricht. Eine zusätzliche Qualität des Werkes besteht darin, dass es nicht alles mit den diversen Skandal- und Klatschgeschichten durchwebt, die das Verweilen so vieler hoher Vertreter der Gesellschaft in einer der europäischen Hauptstädte des Vergnügens mit sich brachte, und die in den Polizeiberichten, die der Gastgeber, Kaiser Franz, mit ungeziemendem Vergnügen verschlang, umfangreich dokumentiert worden sind. Solch billigen Effekt versagt sich der Autor, indem er sie im Wesentlichen

auf ein einziges Kapitel beschränkt. Denn dass Zar Alexander I. in Anwesenheit seiner Gemahlin einen ganz besonderen Hang zum Seitensprung entfaltete, ist natürlich nicht einfach zu verschweigen, auch wenn die Hauptsache das „europäische Gleichgewicht“ bleibt.

BERND RILL

Krieger, Wolfgang: Geschichte der Geheimdienste. Von den Pharaonen bis zur NSA.
München: C. H. Beck, 3. Aufl.,
2014, 372 Seiten, € 16,95.



Geheimdienste stellen ein wichtiges Herrschaftsinstrument dar. Wolfgang Krieger zeichnet in seinem Buch „Geschichte der Geheimdienste. Von den Pharaonen bis zur NSA“, das 2014 in dritter und aktualisierter Auflage erschienen ist, den Einsatz der Spione von der Vormoderne bis in die moderne Welt nach. Dabei beleuchtet er nicht nur die Beständigkeit des Spionagehandwerks und der technischen Informationsbeschaffung, sondern auch die Weiterentwicklung der Instrumente, von der Ausspähung einzelner Depeschen bis hin zur massenhaften Datenaufklärung seit Beginn der „Kommunikationsrevolution“ (S. 164-166).

Geheimdienste befassen sich seit jeher mit der Beschaffung von Informationen über den Gegner, der verdeckten Beeinflussung, der Abschirmung des eigenen Herrschaftsapparates gegen geheimdienstliche Angriffe und mit dem Eindringen in gegnerische Nachrichtendienste. Krieger zeigt auf, wie diese Vorgehensweisen in den Epochen der Vormoderne, der Zeit vor und nach der Französischen Revolution, der Entstehung der modernen bürokratischen und technologiebasierten Geheimdienste seit 1900, in der Zeit vor und während des Zweiten Weltkrieges, im Kalten Krieg und im 21. Jahrhundert beibehalten wurden. Während die Methoden – vor allem in technischer Hinsicht – weiterentwickelt worden sind, bleiben spezifische Problemfelder – wie etwa Menschen- und Bürgerrechtsverletzungen – über die Epochen hinweg gleich. Diesen widmet sich der Autor in einem eigenen Kapitel. Gesondert betrachtet er außerdem die Aufklärung der Geheimdienste im Internet, wodurch es ihm gelingt, den Bogen der Geheimdienstgeschichte bis in die Gegenwart zu spannen.

Beschaffung, Auswertung und Produktion von geheimdienstlichen Informationen finden größtenteils im Verborgenen statt und sind der demokratischen Öffentlichkeit nur schwer zugänglich. Meist kommt es erst zu einer breiten Auseinandersetzung mit dem nachrichtendienstlichen Spektrum, wenn Sicherheitserwartungen der Bürger nicht erfüllt werden. Dann wird häufig die Verhältnismäßigkeit der Methoden in Relation zum Zielerreichungsgrad der Geheimdienste diskutiert. Aktuell stehen die scheinbare Grenzenlosigkeit der NSA-Befugnisse sowie die Foltermethoden der CIA im